



Zwei und dreißigster Jahrgang.

22.

Donnerstag, am 1. Juni 1848.

**Keine Redensarten mehr!**

von

J. F a s k e r.

Im politischen Klubb in Berlin erhob sich, bei Gelegenheit einer Adresse an den König, eine heftige Debatte, ob man: allerunterthänigst, unterthänigst, oder sonst was — unterzeichnen sollte.

Da trat ein Redner auf und sagte:

Warum streiten Sie sich? Es ist ja nur eine Redensart! Eben so, als wenn ich Jemand auf der Straße grüße: Ihr gehorsamster Diener!

Traurige Wahrheit! Bittere Ironie! Tiefer Krebschaden!

Die Redensarten ohne Bedeutung haben mehr Unheil gestiftet, als man ahnt, als man bisher glaubte.

Die Redensarten ohne Bedeutung sind die Marktschreier des Despotismus; die Chorknaben, welche die Weihrauchsfässer um die Lüge schwingen; der bunte Mantel, den die Erbarmungslosigkeit um ihr hartes Herz wirft; die Irrlichter in der Nacht des Glaubenszwangs; Alles, was glänzt, und nicht Gold ist; der feine Geist der Dummheit in den Salons; der Verstand, den

Gott denen nachträglich geben soll, welchen er ein Amt gegeben; die marmornen und ehernen Monumente, die ein kleines Stück Land drücken, von Fürsten, die bei Lebzeiten das ganze Land gedrückt; die Balance, womit sich Großsprecher auf den Schultern des Volkes in ihrer erhabenen Arroganz zeigen, während sie vorgeben, sie wollten das Volk, als seine Vertreter, heben; die anständige Opposition, wie Fürsten sie lieben; der volle preussische Staatsschatz, der dem Landtage von 1847 gezeigt wurde; ein Fürst von Gottes Gnaden in einer Bartholomäusnacht; — alles dies und noch unzählig mehr sind Redensarten ohne Bedeutung.

Diese Redensarten haben keine Bedeutung in Wahrheit und für die Wahrheit. Doch liegt in ihnen die größte Bedeutung der Lüge. Sie sind die Wahrheit der Lüge, und darin besteht ihre Gefahr, ihre Verächtlichkeit, ihre Verdammungswürdigkeit.

Fort daher mit den Redensarten ohne Bedeutung!

Seit Worte Thaten geworden, giebt es kein leeres Wort mehr. Jedes leere Wort ist eine unnütze That. Jedes lügenhafte Wort ist eine gemeine That.

Wir brauchen gegenseitiges Vertrauen.

Damit wir uns dies schenken können, muß das Wort in sein volles Recht eingesetzt werden. Kein Wort darf mehr unnütz, Schein, Mantel für ein hohles oder hohes Nichts sein.

Der Lüge verdanken wir Alle unsre Noth! Darum auch fort mit jeder Nothlüge!

Wir wollen nicht mehr sagen: Man muß den äußern Schein bewahren! —

Wir wollen nicht besser sein, als unser Ruf, aber auch nicht schlechter.

Die lächerlichste Redensart, die bisher gemißbraucht wurde, ist:

Ich bin so frei!

Man schloß einen Brief:

Ich bin so frei, mich zu unterzeichnen als Ihr ganz gehorsamster Diener.

Nun ist, wer frei, kein Diener, und wer Diener, ist nicht frei. Das Albernstes bei diesem Unsinn besteht darin, daß Beides eine Lüge. Man hatte weder die Befugniß, sich als frei zu erklären, noch dachte man daran, der Diener des Andern zu sein, an den man sich so unterzeichnete.

Unentschieden bleibt es nur, ob man mehr sich selbst belog, indem man sich einbildete, frei zu sein, oder den Andern, dessen Diener man sich nannte.

Se. Majestät haben geruht.

Diese Redensart ist seit wenigen Jahren wenig mehr in der Mode. Man merkte wohl, welche scharfe, feine Ironie darin lag:

Wenn die Majestät sich um nichts bekümmerte und im Schlaraffenleben faullenzte, und die Minister machen ließ, was sie wollten, verkündeten diese, wenn sie ihre Machwerke und Machinationen publicirten:

Se. Majestät haben geruht — zu bestimmen, oder zu befehlen, oder — oder — oder —.

Die Frau ist guter Hoffnung!

Redensart! Warum sagt man nicht grade heraus: sie ist schwanger? Eine Frau, die Mutter werden soll, hofft immer das Gute, sie hofft mindestens einen Engel zur Welt zu bringen. Von manchem Menschen aber kann man sagen: Er hat nur so lang Gutes von sich hoffen lassen, als er noch im Mutterleibe war.

Von einer Königin — wie von Victoria — sagt man nicht: Sie ist guter Hoffnung, sondern: Sie ist in interessanten Umständen.

Das ist so ganz übel nicht!

So lang ein Prinz noch ungeboren, ist das auch für das Land ein interessanter Umstand, wie für die Königin. So wie er aber, oder auch eine Prinzessin, das Licht der Welt erblickt, zeigt sich die Mutter unter solchen Umständen nicht mehr interessant, sondern dem Lande gegenüber interessirt.

Dann heißt es: Die Königin ist glücklich entbunden. Sehr wahr! Sie ist die Sorge los, und das Volk bekommt sie auf den Hals, für die standesgemäße Existenz des hohen Sprößlings durch ein Menschenleben zu sorgen.

Sein politisches Glaubensbekenntniß ablegen!

Auch eine schöne Redensart! — Sie ist namentlich jetzt in Preußen sehr beliebt, bei Leuten, welche auf dem hohen Pferde radikaler Kofetterie sitzen, welche gern alle Throne stürzen möchten, um als Volkstribunen die Tyrannei ihrer eigenen Arroganz frei zu üben.

Ein echter Mann der Politik würde folgendes politische Glaubensbekenntniß ablegen:

Ich bekenne, daß ich nichts mehr glaube; — das ist meine Politik!

Hätten die Deutschen die Erkenntniß für dieses Bekenntniß vor 35 Jahren gehabt, sie würden jetzt nicht zu ihrer Beschämung überall die Redensart hören müssen:

Deutschland ist dem Beispiele Frankreichs gefolgt und hat Revolution gemacht.

Nur das Glaubensbekenntniß der Deutschen, daß sie immer bekantten, sie glaubten, hat jetzt die Revolution nothwendig gemacht.

Die Deutschen haben in der That an ihre Fürsten glauben müssen. Der Glaube hat ihnen wie Blei in den Knochen gelegen, und da sie dieses Blei des Glaubens fortschüttelten, haben ihnen die guten lieben Fürsten sogleich wirkliches Blei wieder hineinschießen lassen.

Einen abspeisen! — Da ich von Fürsten rede, fällt mir dies ein! —

Kann es wohl eine unsinnigere Redensart geben! Wer abgespeist wird im eigentlichen Sinne

des Wortes, der muß befriedigt von dannen gehen. Wer aber metaphorisch abgespeist wird, der trägt nichts davon, als — den ungefüllten Hunger.

128 Etwas satt haben!

129 Ist ein Seitenstück zum Vorigen und eben so hohle Redensart. Man kann nur davon satt sein, was uns reichlich genährt hat; was wir aber satt haben, daran mögen wir erst gar nicht anbeissen, und es zehrt eher von uns, als es uns nährt. —

Eine Verfassung auf der breitesten Grundlage!

Das ist jetzt die Versprechungs-Redensart der Fürsten an das Volk. Auf einer breiten Grundlage ist gut schlafen. Möge das Parlament in Frankfurt dafür sorgen, daß es eine Verfassung auf dem festesten Boden mit der freiesten Aussicht werde!

Die Verfassung auf der breitesten Grundlage erinnert an die Verfasser auf der breitesten Grundlage. Dies sind die Fabrikanten der drei- und mehrbändigen Romane. Da wird der Anfang so breit ausgesponnen, daß die ärgste Langeweile ausbricht, ehe es zur eigentlichen Sache kommt. Nebendingen wird ein übermäßiger Raum gewährt. Und oft ist das Interesse um das, um was es sich handelt, schon erlahmt, bevor noch die Rede davon.

Ich liebe eine gesinnungsvolle Opposition!

Was das schön klingt! Die Nacht, in der diese Redensart ausgeheckt worden, sollte neben der ägyptischen Finsterniß zur Unsterblichkeit erhoben werden. Es ist nur ein einziger Buchstabe falsch in dieser Redensart. Sie soll nicht heißen: Ich liebe eine gesinnungsvolle Opposition; sondern: Ich liebe eine besinnungsvolle Opposition!

— Eine Opposition, die sich ewig besinnt, ist den Fürsten willkommen. Sie können dann stolz sagen: Die Opposition ist vorhanden, aber sie findet es nicht für nöthig, laut hervorzutreten!

Ein ärztliches Concilium! zu deutsch: Berathung.

Man sollte über jedes Krankenbett schreiben: Viel Köche verderben den Brei. — Ärztliche Berathung! — O falscher Ausdruck! Wie übel ist

der Kranke oft schon mit einem Arzte berathen! Und wenn zwei Aerzte zusammenkommen, geschieht es nur, um einander zu widersprechen. Oft wird ein solches ärztliches Concilium zu einem Concilium abeundi, das sie dem Kranken geben.

In's Gras beißen!

Es ist nicht zu verwundern, daß mir diese Redensart einfällt, da ich von — Aerzten spreche. Sie bedeutet: Sterben. So war's sonst. Unter der jetzigen preussisch-väterlichen Regierung sind die Weber in Schlessen, die Bauern in Oberschlessen, also vielleicht eine Million Menschen, froh, wenn sie nur in's Gras beißen, um sich vom Hungertode zu retten.

Ich bitte mir die Ehre aus!

Ein Bedienter tritt zu mir in's Zimmer: Herr X läßt sich die Ehre ausbitten, daß Sie heut einen Löffel Suppe bei ihm essen. Da haben wir's! Dafür, daß er uns eine Suppe giebt, läßt er sich die Ehre ausbitten! Wir sollen ihm die Ehre hingeben, wenn er uns tractirt. Allerdings geben die meisten Menschen alle Ehre hin, um satt gefüttert zu werden, sei es nun, daß ihnen ein Gastgeber, oder der Staat durch eine Anstellung den Suppenlöffel reicht. Die Gegen-Redensart auf obige Redensart lautet: Ich werde mir die Ehre nehmen und erscheinen. Das ist noch toller: Es ist also ein Selbstmord der Ehre; man nimmt sich die Ehre, wie man sich das Leben nimmt, wenn man von einem Andern eine Gefälligkeit empfängt!

Die Sprache ist in vielen ihrer harmlos, ja unsinnig klingenden Redensarten verdammt ironisch!

Der Bundestag!

Wie lang hat uns diese Redensart geäfft! Allerdings lag ein Sinn und Verstand darin — für die Fürsten, wodurch den Völkern aller Unsinn aufgedrungen wurde und sie darüber fast den Verstand verlieren mochten! In Frankfurt saß der Bundestag ruhig: er band den Tag, daß er nicht über Deutschland ausbrechen konnte; indeß verbreiteten Metternich und Consorten ihre Bundesnacht, und die Regierungen trieben ihr Wesen, unter den Wahlsprüchen: Im Dunkeln ist gut munkeln — Im Trüben ist gut fischen! —

Eine Redensart, welche ihre trügerische Kraft von Zeiten zu Zeiten behalten hat, und wie viele Millionen Menschen sie auch betrogen, doch immer wieder gehegt und gepflegt wurde, um von Neuem betrügen zu können, heißt:

Glaube, Liebe, Hoffnung!

Mit diesen drei Worten haben Fürsten und Pfaffen ganze Völker und ganze Zeiten, wie an drei Narrenseilen geführt. Diese drei Worte waren das Vertrauens-Botum an die Fürsorge einer Leitung außer uns, wodurch wir uns verliehen, es werde besser werden, es aber immer mehr sich verschlechtern mußte, da das Schlechte durch die Dauer seines Bestehens nur verdirbt. Diese drei Worte hat die Revolution der Gegenwart von ihren Thronen gestürzt, sie sind flüchtig geworden, dürfen sich auf dem Markte des Lebens nicht mehr als Polizei sehen lassen, die Ruhe stiften soll, aber nur Unruhe erregt, und welche die Wünsche nur dadurch zum Schweigen bringt, daß sie die Wünschenden in Fesseln schlägt und sie verstummen macht.

Nur die Liebe hat ihre alten Rechte behalten. Sie ist nur ein Traum gewesen, so lange sie vom Glauben gegängelt, von der Hoffnung in den Regionen der Luftschlösser in der Schwebel erhalten wurde. Jetzt ist sie auf festen Boden aufgetreten, sie ist durch Gleichheit und Brüderlichkeit eine Wirklichkeit geworden. Worte der Liebe sind uns längst wie schwindfüchtige Seufzer erklungen. Eine Zeitlang mußte die Liebe den Haß zum Dolmetscher und Fürsprecher nehmen, denn die Tyrannen und Pfaffen verstanden nicht die Sprache der Liebe, da sie ihr Recht forderte. Aber der Haß, als Tyrant der jungen Kampfzeit, kündigte dem Gezücht den Krieg an. Es erschrak. Es hatte seine Macht auf die Geduld und Demuth der Liebe gegründet. Das Gezücht fürchtete die Liebe längst als Alles bestegend, wenn sie ihre Macht brauchen wollte. Doch das Gezücht half sich. Es sprach davon: die Liebe sei rasend geworden! Hatten sie doch der Welt immer von Liebesbanden vorgefabelt. Und nun war die Liebe frei! Darum mußte sie sich wie eine Tollhüßlerin aus ihrer Zwangsjacke losgerissen haben.

Aber sie wußten nicht, daß die Liebe einen

Januskopf hat. Während sie die Liebe zum Guten auf der einen, ist sie der Haß gegen das Schlechte auf der andern Seite.

Und der Haß stegte und krönte die Liebe! — Die Liebe gab den Pfaffen den Glauben hin, den sie so lang gemißbraucht, die Liebe um ihr Recht, Menschen-Gleichheit, zu betrügen; und sie gab den Tyrannen die Hoffnung hin, welche von diesen so lang gemißbraucht worden, um die Liebe mit hohlen Versprechungen hinzuhalten.

So lang die Liebe der Völker von ihren Fürsten noch was hoffte, war das Janus-Gesicht des Hasses gegen die Völker selbst gerichtet. Sie handelten wie Feinde gegen sich selbst. Nun das Janus-Gesicht des Hasses dahin schaut, wohin sein Blick gehört, nach den Tyrannen, haben die Völker das Gesicht der Liebe einander selbst zugekehrt, sie sind in Liebe einig, sie werden in Liebe groß.

Statt des Glaubens aber ist an die Seite der Liebe die Wahrheit getreten. Statt der Hoffnung ist an die Seite der Liebe die Freiheit getreten.

Fortan ist nicht mehr der Wahlspruch der Menschheit: Glaube, Liebe, Hoffnung, sondern:

Wahrheit, Liebe, Freiheit!

Glaube — Liebe — Hoffnung! — nennt Schiller: Drei Worte, inhaltsschwer. — Ihr Inhalt hat den Völkern nur zu lang schwer in den Gliedern gelegen; sie waren davon wie gelähmt, daß sie nicht auf, nicht vorwärts konnten. Die Fürsten selbst haben ihnen diese Schwere mit Blei aus den Knochen herausgeschossen. Freilich wollten dies die guten Fürsten nicht. Sie wollten nur die Knochen etwas zersplittern und mürbe machen. Die Knochen der Völker waren zu massiv geworden und erfachten sich, die Körper der Canaille grade zu tragen, ihnen das Rücken schwer, das Kriechen fast unmöglich zu machen.

Vereine zur Hebung der niedern Volksklasse.

Als Schand- und Schmach-Ruf der frechen Lüge einer herzlosen Ruhmsucht, die sich für warme Philantropie ausgeben wollte, hat diese Re-

denkbar eine Zeit lang gespukt. Sie ist sehr bald in ihre eigene Hohlheit versunken, in ihrer Nichtigkeit als Moder zusammengefallen.

Es giebt keine niedere Volksklasse.

Es giebt hohe und niedere Individuen, aber weder die Tugendhaften, die Hohen, bilden eine eigene Klasse, noch die Lasterhaften, die Niedern.

Der Lasterhaften sind am meisten unter den reichen, geadelten, von ihrer eigenen Geburt und dem dummen Glauben Anderer bevorzugten Menschen.

Bildet einen Verein zur Hinweghebung der Klassen!

Reißt die Schranken nieder! Und die Niedrigkeit ist fort!

Die Armen, die Arbeiter, waren bisher meistens darum so niedrig, weil die reichen Müßiggänger und die von Wissen vollgesogenen Schwämme, sich so unendlich hoch dünkten.

Welche Dummheit ist die größte, die lächerlichste:

Der Adelsstolz? — Der Geldstolz? — Der Gelehrtenstolz?

Ich glaube, der Dummheiten größte ist der Gelehrtenstolz. Was lassen es sich erst die Gelehrten sauer werden, um zu dieser Dummheit zu gelangen; die Adelsnarren und die bornirten Bankiers sind mit dieser Dummheit auf die Welt gekommen, oder sie ist ihnen mit der Ertheilung des Adelspatents und dem Erringen des Mammons gleich mit übertragen worden. Die lächerlichste Dummheit dagegen ist der Geldstolz. Weil das Geld das Gemeinste, weil dieser Stolz am schnellsten gedemüthigt werden kann.

Der Adelsstolz wird immer seltener, weil der Adel immer adeliger wird, weil er in der Bildung, in dem nobeln Wesen, in der Erhebung über Vorurtheile, die Aufgabe sucht, die ritterlichen Thaten der Gegenwart zu üben, weil die meisten Adelligen Verstand genug haben, einzusehen, daß das Vorurtheil der Geburt zum Verbrechen an den Menschen ward, so lang es vor dem Bürgerthum bevorzugt wurde, und daß das Bürgerthum der eigentliche Adel der Gegenwart, da es dem Adel alle seine Vorrechte wieder abgenommen, die Ahnen und Urahnen von

den Bürgern und Bauern durch rohe Waffengewalt geraubt.

Der Gelehrtenstolz wird gleichfalls immer seltener; — weil die Gelehrten selbst immer seltener werden.

Den Gelehrtenstolz haben gewisse belletristische Tageschriftsteller, politisirende Faselhänse und Volksschreier usurpirt, dramatische Fabrikanten, die wie Charlatane mit ihren Stücken von Bühne zu Bühne ziehen, um für die gute Aufnahme ihrer Kinder Sorge zu tragen; tiefverschuldete, ebenso geistes-, Charakter-, begeisterungs- und liebe-, als fleiß- und arbeitslust- arme Schmarozker, denen nur die salonmäßige Kleidung fehlt, daß sie bei den Reichen um Wein und Pasteten schmarozken könnten, und die daher bei dem Volke um Schnaps und Knackwürste schmarozken, sich Volksvertreter nennen, während sie nur Volksspeichel-lecker sind, die von dem Volke sofort abfallen würden, wenn dieses seinen Einfluß einbüßte.

Der Geldstolz wird immer häufiger. Woher kommt das? Weil man sonst industrielle Kenntnisse, ernsten Fleiß brauchte, um zu was zu gelangen, während es jetzt nur der frechen Ehr- und Gewissenslosigkeit der Schlaueit bedarf, um sich zum Reichthum zu escamotiren.

Und was beweist dieser immer häufiger, dicknäffiger werdende Geldstolz?

Daß die Reichen mit jedem Tage nicht nur charakterloser, sondern auch verstandesbeschränkter werden.

Geld-Reichthum und Geistes-Armuth bleiben Hand in Hand und steigen gleichmäßig mit einander.

Arbeitshaus.

So heißt bis zu diesem Augenblicke eine Zwangs-Straf-Arbeits-Anstalt. Mit der Arbeit muß man nie was Entehrendes verbinden. Fort mit dem Ausdruck: Arbeitshaus für eine Strafanstalt! Das Haus des wackern Handwerkers, in welchem er, mit Weib und Kindern, sich vom frühen Morgen bis zum späten Abende thätig rührt, das ist ein Arbeitshaus. Das ist ein gar ehrenvolles Haus. In diesem Hause ist der goldene Boden, den das Handwerk hat. Auf diesem geeigneten Boden wird sich das Reich der Freiheit fest gründen. Was ist dagegen der goldene

Thronhimmel? — Für wie viele Millionen wird dieser Himmel nur blauer Dunst, in welchen sie ihre Wünsche hinausschicken und ohne Widerhall darin verschwimmen sehen!

Schändet jeden Palast des Müßiggangs, schreibt dran: Müßiggangshaus! —

Der Müßiggang, der darbt, ist eine Schuld an sich selbst; der Müßiggang, der im Ueberflusse schwelgt, ist ein Verbrechen an jedem Nothleidenden auf Erden.

Es ist an der Zeit.

Was soll das heißen? Der rechte Moment ist gekommen, etwas zu thun. Diejenigen aber, welche glauben, es bedürfe eines rechten Momentes, um etwas Rechts zu thun, versäumen Moment und That. Die That bestimmt die Zeit, nicht umgekehrt. Der Gauner lauert auf die gute Gelegenheit. Der Rechtliche darf nie einen Augenblick versäumen. Er wird natürlich nicht im Winter säen wollen, und im Sommer einen Eiskeller anlegen. Das ist aber nur ein naturgemäßes Nichten nach der Zeit. Das widernatürliche hat uns bis jetzt im Joche gehalten. Es hieß immer: es ist an der Zeit, behutsam vorwärts zu gehen. Und auch jetzt noch gängelt uns diese gottverdammte Redensart des besonnenen Fortschritts. Es ist an der Zeit — sagt die philisterhafte Feigheit — eine geregelte, soll heißen: gefesselte Freiheit nur den Völkern zu geben. Aber es ist nur an den Menschen, daß es noch nicht an der Zeit, der Dummheit, Schleicherei, Aengstlichkeit und Demüthigkeit den Boden einzuschlagen, daß sie in das Innerste der Erde verschwinden, was sie längst vor Schaam hätten thun müssen, wäre ihnen die Einsicht gekommen, welche lächerlich jammervolle Figuren sie gespielt.

Wenn jetzt etwas an der Zeit, so ist es, daß man nichts mehr an irgend einer Zeit sein lasse, sonder jederzeit Alles ganz und voll zu Stande bringe. Die Freiheit hat Flügel. Sie langsam auf den Beinen vorwärts führen, heißt, sie ermüden und ihr die Flügel aus der Gewohnheit bringen. Im Fluge ist sie unermüdet. Aber das Philisterthum will nur den materiellen Gewinn von der Freiheit, und vermag nicht, sich mit der Idee an sie zu hängen und forttragen zu lassen, nicht etwa in blaue chimärische Regionen,

sondern aus den dumpfen Kellern des Sklaventhums, aus den Eisenbanden der beschränkten Ansichten, in die junge Welt der Umgestaltung, wo man arbeitet, um zu leben, nicht lebt, um zu arbeiten und Schätze zu häufen. —

Es ist zu früh! — Es ist zu spät!

Es ist zu früh! — war das Wiegenlied, womit die kindischen Völker sich selbst einlullten. Es ist zu früh! — sagten sie, während es Mitternacht der Geistesfinsterniß und Unfreiheit war. Es war ihnen immer zu früh, aufzustehen, und sie blieben liegen und schliefen, bis ihre Zwingherren und Folterknechte glaubten, Bomben und Granaten wären nicht im Stande, sie aus dem Schlafe zu wecken.

Die Bomben und Granaten donnerten aber zu sehr, und die schlafenden Völker standen auf, und den Fürsten ging ein furchtbares Licht auf.

Es ist zu spät! — riefen die Fürsten und wähten, die Völker würden nun ihr Recht behaupten, da sie es sich genommen.

Aber die Diplomatie trat tröstend zu den Fürsten und raunte ihnen in's Ohr: Es ist nicht zu spät! Laßt mich nur machen!

Und sie nahm die Bornirtheit der Besitzenden und die Verfidie der Beamteten zu Hilfe und unterminirte den jungen Acker, auf dem die Saat der Freiheit aufgegangen. Und die Lüge verwandelte den Weizen in Unkraut. Man sehe sich nur die Preußen an. Sie hatten ihren Bedientenrock nur eine Weile ausgezogen, um ihn an die Luft zu hängen. Nun haben sie ihn, der enger geworden, sich bereits wieder anzwängen lassen. Demüthig und erbärmlich lassen sie sich wieder an die Kette legen.

Der Preuß' ist Knecht geschaffen, nicht frei,  
Und wär' er in Frankreich geboren,  
Die Freiheit schimpft er: des Böbels Geschrei,  
Den Mißbrauch rasender Thoren.  
Wenn er einmal auch die Fessel bricht,  
Zum freien Manne doch wird er nicht. —

Ende gut, Alles gut.

Unsinzigste aller Redensarten! Wenn demnach ein Tyrann fortgejagt würde, wäre seine ganze Regierungszeit gut? — Wenn das langweiligste Buch mit einem geistreichen Gedanken schlösse, wäre das ganze Buch gut? — Wenn ein

von Noth und Glend ewig Geplagter in seiner Sterbestunde das große Loos gewönne, wäre sein ganzes Leben gut? — Freilich zwingt die nichtswürdige Despotie und gemeine Bosheit des Geschickes den Menschen fast immer, nach vielen bösen Kämpfen mit einem kleinen guten Resultate zufrieden zu sein. Allein so wenig sich auch gegen die eiserne Macht des Geschickes ankämpfen läßt, wir sollten in unserer Ohnmacht ihm wenigstens Stolz entgegensetzen. Wir sollten nicht in Demuth, weil wir es nicht ändern können, und um unsern Aerger durch eine Lüge zu beschwichtigen, Alles gut heißen, was die Nothwendigkeit mit sich bringt. Während wir im ewigen Kampfe gegen die Natur, während wir ihre Ströme dämmen, ihre Bäume veredeln, ihre giftigen und reißenden Thiere vernichten, selbst ihren Stürmen zu trotzen wissen, sprechen wir von der Vollkommenheit der Natur. Dies nennt die Welt: Frömmigkeit; die Schöpfung sei gut und vollendet. Sehet, so ist selbst eure Frömmigkeit Lüge, Sklavensinn. Denn überall bereitet euch die Natur Verderben, abringen und abtrogen muß die Arbeit, der Geist und der Muth ihr selbst das Kleinste. Aber wenn Ihr am Ende, nach unsäglichem Kampfe nur etwas gewonnen, sagt Ihr: Es ist Alles gut! —

## Ein Nasenkapitel.

Reliquie von Seume.

Das Gesicht ist die stumme Hermenevtik des Menschen, und die Nase, als der prominenteste Theil des Gesichts, ist vielleicht der wichtigste derselben. Die feinem Grotiker halten es zwar billig mit Auge und Mund, und es ist nicht zu läugnen, daß in diesen mehr willkürliche Grazie liegt; aber die Nase behauptet unter den Soliditäten noch immer den ersten Rang, und hat sich bei gewissen Mystikern, nicht von Uraniens Weihung, in einen eigenen Credit der Bedeutung gesetzt. Dieses Alles überlasse ich den Empirikern ihrer Kunst, und nehme die Nase wie sie vor uns liegt oder steht oder hängt, als ein ganz

eigenes Emblem der Seele, auf welcher oder unter welcher sie sitzt. Die Stirne hat zwar seit undenklichen Zeiten den Vorzug genossen, für den Gedankenkasten zu gelten, und ich will sie durchaus in dieser Würde nicht beeinträchtigen: aber die Nase scheint mir vor allen übrigen Organen der Hügel zu sein, auf dem die Leidenschaften sich um die Herrschaft tummeln. Es ist, als ob etwas von den Gedanken aus dem Hirnschädel in die Nase herunter fänke, und als ob die Begierden aus der Thierseele am Zwerchfell herauf in dieselbe stiegen und da dem Anschauer die Mischung vorhielten, die aus dem Stoffe von unten und oben entstanden ist. Auf der Stirne thront der Gedanke und auf der Nase sitzt der Wille, der meistens Begierde und Leidenschaft wird; und nun ist fast kaum die Frage mehr, welches Organ den größten Einfluß auf den Eigenthümer selbst und alle Uebrigen hat, die mit ihm in Berührung kommen. In zehn Fällen gegen einen sind die Begierden die Herrscherinnen, und der Mikrokosmos nimmt zur Ordnung und Aufrechterhaltung des Ganzen von oben herab nur eben so viel, daß die Dünste von unten und der Sturm unter den Brustknochen hervor nichts zertrümmern. Aber oft hilft dieses sehr wenig und das Verderben bricht zusammen.

Schon die Sprachen vieler Nationen haben der Nase als dem Herrscherorgan einen großen Vorzug gegeben; und die Königin Stirne hat, trotz des Oberhauses, im Leben sehr wenig zu sagen. Die Stirn mit ihren Gedanken bleibt fast immer nur in dem kleinen Zirkel dunkler Vernünftler, aber die Nase tritt überall mit ihrem Regiment hervor in die Welt; und man kann fast immer sicher sein, daß die Welt nur der Nase nach geht. Die Präponderanz der deutschen Nase vor der Stirne bezeichnet nichts besser, als der gewöhnliche Ausdruck: Nur nicht raisonnirt! ein Vorzug, den die Nasen keiner anderen Nation in so hohem Grade haben. Die Redensarten sind das Resultat der Erfahrungen und Gewohnheiten, und hier ist, zumal in unserer Sprache, kein Organ reicher als die Nase, und keines ärmer als die Stirne, und jene bezeichnen alle die Allmacht des Empfindens und Wollens, und diese die Ohnmacht des Gedankens. Das Leben ist voll da-

von, und man kann fast keinen Schritt thun, ohne mit der Nase darauf zu stoßen. Ich will nur einige anführen, und Jeder wird ihrer eine Menge mehr finden: „Geh nur der Nase nach,“ sagt man; da braucht man weiter keine Gedanken. Wenn der Maler sein Werk vollendet, setzt er ihm „das Licht auf die Nase“. „Er hat eine feine Nase; er kann Lunte riechen; er hat den Schnupfen; er steckt seine Nase in Alles; er trägt die Nase hoch; es ist ihm in die Nase gefahren; er hat eine Nase bekommen; das steht man ihm an der Nase an.“ —

Ich bin weder Mathematiker noch Zeichner genug, die feinen Linien und ihre Verhältnisse zu messen, die Lichtbrechungen von oben und von der Seite zu bestimmen, durch welche die fast unmerklichen Nuancen zwischen Nase und Nase hervorgebracht werden: und dann scheint mir, bei aller Vorliebe eines Mannes für sein System, in dem Ganzen doch noch einige Ungewißheit zu sein, so daß es mißlich wäre, Jemand geradezu auf seine Nase zu apotheosiren oder zu anathematisiren. Die häufigen Metamorphosen der Philosophie zeigen, daß es damit wohl noch nicht völlige Nichtigkeit haben muß; die Physiker und Aerzte und Politiker gestehen das noch Schwankende und Unzureichende ihrer Wissenschaft; die Theologen und Rechtslehrer haben die Bescheidenheit, sich gar nicht mit der Vernunft zu bemengen; sogar die Mathematiker fangen an, dem diamantenen Thron ihrer Göttin nicht recht zu trauen; es wäre also doch wohl möglich, daß es meiner Nasentheorie nicht anders ginge, als allen übrigen. Und dann scheint es der Humanität sehr erspriesslich zu sein, daß wir nicht überall Gewißheit haben, daß wir vielleicht davon so wenig als möglich erhaschen sollen: und eben deswegen können wir so wenig mit der Nase, als mit der Stirne überall auf den Grund kommen. Wenn die Menschen Gewißheit hätten, so wäre einer der schönsten Theile ihres Seins zerstört, die Täuschung und der Prophetengeist. Es ist aber nun einmal meine Schwachheit, den Leuten auf die Nase zu sehen, die Seelenerscheinung mit der Nasenausgabe in Vergleichung zu setzen und so zu glauben, daß ein großer Theil

der Seele, vorzüglich ihrer konkupiscirenden Natur, in der Nase zu Tage gefördert sei.

Ich überlasse die Frage: ob der Charakter die Nase, oder die Nase den Charakter gemacht hat, als ein Adiaiphoron, den synthetischen und analytischen tiefen Forschern, und halte mich praktisch an die Erscheinungen geradezu. Da kann ich mich denn oft nicht enthalten, die Nasen unwillkürlich unter Rubriken zu bringen, nach den hervorstechenden Seelenerscheinungen, die dadurch ausgedrückt werden. Da giebt es die ehrliche Nase, die gutmüthige Nase, die freundliche Nase, die dumme Nase; die kühne, die enthusiastische, die großmüthige, die troßige, die kritische, die spöttische, die neugierige, die silzige, die leckerhafte, die demüthige Nase; sodann die stolze Nase, die vornehme Nase; die impertinente und böshafte Nase, und so weiter mit ihren Schattirungen und Uebergängen und Mischungen. Ehe ich mit einem Manne spreche, suche ich seine Nase, wenn es möglich ist, einige Augenblicke in Anspruch zu nehmen, um dadurch mit schnellem Takt meine Adresse an dieselbe einzurichten. Zuweilen bestimmen mich auch eben diese Augenblicke, meine Adresse etwas länger zurück zu halten und zu erwarten, was weiter nöthig sein wird. Mancher Mann fordert mir durch sein Gesicht, und vorzüglich durch seine Nase, sogleich eine Vertraulichkeit ab, die ich ihm nicht verweigern kann. Da, wie ich glaube, zwischen meiner Nase und meiner Stirne eine ziemlich richtige Kommunikation ist, geht die Sache selten zu schnell. Andern kann ich, trotz aller Philantropie, nicht gemächlich in die Nähe kommen, bloß ihrer verdammten Nase wegen. Aber im Allgemeinen muß ich leider bekennen, daß mir die Nase öfter Warnerin als Anzieherin ist. Das beweist aber wohl weiter nichts, als daß das Gute sich nicht so gewöhnlich oberflächlich hinpflanzt, sondern etwas tiefer liegt und gesucht sein will.

Man muß freilich jedem seine Nase lassen, und sie kann weder für ihn als Legitimation, noch gerichtlich gegen ihn als Aktenstück gebraucht werden: aber es ist doch Niemand übel zu nehmen, wenn er etwas darauf hält, den Menschen voraus ganz still etwas nach der Fahne zu taxiren,

die er ausgesteckt sieht. Man kann und darf in der Welt etwas schnell auf nichts rechnen; aber wenn ich auf irgend etwas zu rechnen wagen sollte, so wäre es doch die Nase. Manchem wollte ich auf seine Nase, eigentlich auf sein Gesicht, aber die Nase präsentirt doch das Ganze vorzüglich, ohne Bedenken und ohne weitere Bekanntschaft meine Börse zum Transport geben; und mit mancher Nase möchte ich nicht gern durch das nächste Dickicht gehen. Manche Nase würde ich ganz unbefangen meine ganze Seele durchsuchen lassen, und mancher würde ich kaum entdecken, daß ich die Hand einer Dame küßte, aus Furcht, die Nase möchte ein ärgerliches Skandal daraus machen.

Am häufigsten von allen Nasen sind unter allen Nationen die vornehmen Nasen; ein Zeichen, daß es mit der Vernunft eben noch nicht weit gediehen ist. Die vornehme Nase hat oft eine sonderbare Mischung von Gutem und Schlechtem, so daß man ansteht, ob man sie rechts oder links setzen soll: im Ganzen dürfte sie aber doch mehr unter die schlechten gehören. Ein Glück für die Menschen ist, daß nicht alle Vornehmen vornehme Nasen haben, und daß nicht alle vornehme Nasen vornehmen Leuten gehören. Wer aber einmal eine vornehme Nase hat, kann nicht eher ruhen bis er vornehm wird; oder er spielt den Vornehmen noch weit schlimmer, als ob er es wäre. Einer solchen Nase komme ich nicht gerne nahe; denn das vornehme Wesen ist meistens ziemlich unvernünftig und inhuman. Eine solche Nase giebt gern einen Louisd'or zu einer Lustparthie, wobei sich dann meistens nur vornehme Nasen einfinden, aber zwei Groschen zu einer Suppe für Arme ist einer solchen Nase nicht abzudrücken, man müßte denn ihr vornehmes Wesen mit Feinheit in Anspruch zu nehmen verstehen. Das Sublimat der vornehmen Nasen sind die despotischen Nasen, deren es zum Heil der Menschheit nur sehr wenige giebt. Indessen arbeitet jede vornehme Nase, sich zur despotischen empor zu schwingen, wenn sie nur Kräfte genug hätte und wenn die andern vornehmen Nasen nicht in den Weg träten. Von der vornehmen Nase ist die impertinente eine Abart; denn sie wird fast immer nur in dieser Klasse gefunden

und zeigt sich vorzüglich, wenn man ihre Würde als vornehme Nase nicht demüthig genug anerkennen will. Hier entsteht denn die hohe Nomenklatur des vornehmen Lebens von: Pöbel, schlechtem Gesindel, Kreatur, Hundspack u. s. w.; denn mit dem letzten Worte übersehe ich den alten ächten klassischen Ausdruck *Kanaille*, der sich meistens nur unter Impertinentvornehmen befindet.

Sie wissen, daß ich in der Welt gewaltig viel Nasen gesehen habe; und ich habe mir zuweilen in Palermo am Hafen, in Neapel auf dem Toledo, in den Tuilleries, in Halifax, an der Weichsel und in Emden auf der Rathhausbrücke eine eigene Beschäftigung daraus gemacht, so gut es meine myopischen Augen erlauben, mit aller Bescheidenheit die Nasen zu studieren, ohne die meinige zu naseweis zu weit hervor zu strecken: und der Welt und mir zum Trost muß ich bekennen, daß ich doch mehr gute oder wenigstens gleichgültige, als schlechte Nasen gefunden habe. Die meisten leckerhaften Nasen trifft man in großen und mittlern Städten, die der Himmel und die Industrie mit Lebensgenuß aller Art gesegnet haben, und die meisten vornehmen Nasen, zur Ehre der sogenannten Großen, nicht immer an Höfen: denn mancher Dorfjunker und Thorschreiber hat bei weitem eine vornehmere Nase, als der Fürst und sein ganzes Ministerium. Die größte Summe dieser Nasen habe ich, trotz dem Siege ihrer sogenannten Freiheit, in Frankreich gefunden, welches einer vernünftigen Republik eben keine sonderlichen Aspekten giebt; denn die vornehmen Nasen können in die Länge durchaus kein gerechtes Steuerkataster ertragen. Fast alle vornehme Nasen, die ich unter den andern Nationen, vorzüglich unter den Russen, getroffen habe, waren mehr oder weniger französisch; wovon es gelegentlich nicht an Beweisen fehlte. Nationalnasen sind nur noch in Asien; in Europa möchten sie schwerlich mehr anzutreffen sein: ausgezeichnete Familiennasen trifft man aber sehr oft durch mehrere Generationen. Man kann auch bemerken, wenn äußere Umstände nichts hindern, daß gleiche Nasen eine gewisse Sympathie gegen einander haben und sich häufig zusammenfinden; wie denn dieses auch von Gesichtern über-

haupt gilt. Daraus entsteht psychologisch viel Gutes und viel Schlimmes. — Vernünftige Nasen findet man im Grunde eigentlich gar nicht; weil auf und in der Nase wohl sehr viel gemischte Neigung, aber nicht Vernunft selbst wohnt. Diese kommt von oben herab.

Ein sehr interessantes Schauspiel ist es, den Menschenkindern in derjenigen Periode zuzusehen, wo sich ihre Nasen vorzüglich machen; das ist, wo sich bei Jünglingen der Milchbart flockt, und wo das Mädchen anfängt gefällig etwas vor sich zu tragen und auch wohl zu zeigen. Der Junge gewinnt dann meistens eine Schmelznase von Vater und Mutter, wenn nicht sonst moralische und physische Hindernisse eintreten; obgleich diese Mischung nicht immer im Kirchenbuche dokumentirt wird. In diesen Jahren ist auch zugleich die Nase in der größten Gährung, und gleichsam noch in der Krise, zu welcher Klasse sie sich schlagen soll. Daher sind die Linien zwischen guten und schlechten Nasen jetzt oft so unmerklich fein, daß man zuweilen, ich möchte sagen, ein Stückchen Nasenprophet sein muß, um sich nicht zu irren und der werdenden Nase kein Unrecht zu thun. Wenn der Mann über Bierzig hinaus ist, wird seine Nase ruhiger, ist aber auch bei weitem nicht mehr so interessant und so bedeutend, als wenn noch die Leidenschaften auf ihrem Behikel herumreiten. Dann kann er auch, trotz seiner Nase, manchmal gut oder böse sein: wenn er aber jetzt seiner Nase nicht Gehalt thut, wird sie zuweilen furchtbar charakteristisch. Von dem zwanzigsten bis ins dreißigste Jahr und noch etwas weiter aufwärts, lassen sich die Meisten sichtlich etwas stark von ihrer eigenen Nase leiten; nachher werden sie etwas geduldiger und tiefer und flüger, und führen Andere systematisch daran oder lassen sich selbst fromm und gläubig dabei führen.

Da die Nase das Tabernakel der feinern und gröbern Concupiscenzen ist, hat sie vor allen übrigen Organen eine hohe Reizbarkeit und Empfindlichkeit, und ist vorzüglich in einer sehr harmonischen Correspondenz mit der ganzen übrigen Maschinerie des Besitzers. Kein Theil ist daher auch so sehr in Gefahr, durch die mächtige Einwirkung der Seele des Zwergfels zu leiden, als die Nase; und es geschieht nicht selten, daß sie

als das Opfer ihrer Sympathie zu Grunde sinkt, oder sich doch nur mühsam in sehr bedenklichen laufälligen Wesen erhält.

Die Bedeutung der Nasen ist bei den Weibern im Allgemeinen bei weitem nicht so hervorstehend, als bei den Männern: und die Damen, die sich durch ihre Nasencharakteristik vorzüglich stark auszeichnen, würde ich fast alle unter die Viragines zu zählen versucht sein, aus denen leicht Kamillen und Penthesileen werden könnten. Vielleicht findet ein aufmerksamer Beobachter, mit feinerem Takt für das schöne Geschlecht, mehr daraus als ich: ich habe schon oben bekannt, daß ich Auge und Mund im Willkürlichen für viel bedeutsamer halte. Dies ist im höchsten Grade bei den Weibern. Doch will ich deswegen den Frauen weder hohe Leidenschaft noch Festigkeit des Charakters im Allgemeinen absprechen. Vielleicht eben weil diese Festigkeit sehr stark und mercurialisch ist, zertheilt sie sich durch das ganze Gesicht, und bricht nicht an einer eigenen Stelle ausschließlich hervor. Die Nasen der Mädchen und Damen sind im Durchschnitt niedlich und lieblich genug; aber sie sind fein und lassen selten so viel sehen, als bei den Männern. Die Nasenwinkel, welche in ihren Bewegungen der Willkür gehorchen, sind vor allen der Wohnsitz der feinern Nüancen der Grazien und Häßlichkeiten; und ich kann nicht unterlassen zu bemerken, daß dieses vorzüglich bei den Weibern der Fall ist. Die Gegend vom Mundwinkel zum Nasenwinkel scheint der Amorinen Tummelplatz zu sein, wo sie Borhof halten, ehe sie sich in das Heiligthum des Blicks zurückziehen; und ich kann nicht läugnen, daß ich armes schwaches Menschenkind einige Mal in meinem Leben ganz heimlich in Versuchung gekommen bin, bloß den Nasenwinkel eines Mädchens zu küssen. Ob ich dann in und mit dem Nasenwinkel allein ganz zufrieden gewesen wäre, ist ein anderes eigenes Problem meiner Natur, das ich in aller Kürze hier nicht lösen kann: Sie sehen aber wenigstens, aus meinem ehrlichen unbefangenen Bekenntniß, daß in dem ersten leisen Wunsche Psyche selbst nichts zu Materielles hätte finden können.

Ich überlasse diese kurze psychologische Nasenrhapsodie den höhern Geweihten zur Fortsetzung

und nähern Bestimmung; wenn es nicht vielleicht zum Heil der Welt für die meisten Nasen besser ist, daß man sie lieber in ein magisches Hell-dunkel setze, als sie mit zu starker Sonne beleuchte. Ich würde deswegen auch die meinige bedeckt lassen, wenn es nicht billig wäre, daß, wegen mehrerer triftigen Ursachen, jeder ehrliche Mann die feinige dem Anblick nicht verberge.

### Berliner Wahlscene.

Der Präsident des Bezirkscomités: Meine Herren, wir haben jetzt die Glaubensbekenntnisse der Candidaten zu hören, damit wir die Männer unseres Vertrauens kennen lernen und die Richtigen herausfinden. Darauf kommt Alles an. Vertrauen, meine Herren, und die richtigen Männer, das ist die Hauptsache.

Erster Candidat: Meine Herren, ich bin für die constitutionelle Monarchie auf der breitesten Grundlage.

Stimme: Sie sind ein Republikaner!

Candidat: Ich denke nicht daran, ein Republikaner zu sein.

Stimme: Sie haben im politischen Klubb gesprochen! (Allgemeiner Schrei: Herunter, fort mit ihm!)

Candidat: Aber ich bitte Sie, meine Herren. Ich habe im politischen Klubb gesprochen — (Furchtbares Getümmel.)

Candidat: So hören Sie doch, was ich gesprochen habe. (Nein! nein!)

Candidat: Ich habe allerdings gesagt, daß die Republik die beste Staatsform sei, wenn das Volk gebildet genug dazu wäre, daß aber bei einem Volke auf so geringer Bildungsstufe, wie das unsrige, das erst erzogen werden muß — (Eine Menge Bürger springen auf den unglücklichen Candidaten los: Herunter! Er beleidigt uns Alle! Er beschimpft uns! Abbitte! öffentliche Abbitte! — Der Candidat wird gefaßt und herabgezogen. Er wehrt sich! Allgemeine Demonstration, die endlich mit Entfernung des Republikaners endet.)

Präsident: Die Ruhe ist hergestellt, lassen Sie uns gemeinsam für die fernere Aufrechterhaltung der parlamentarischen Ordnung sorgen.

Zweiter Candidat: Meine Herren! Ich bin ein sehr ruhiger, friedliebender Geschäftsmann und unter meinen Mitbürgern als solcher bekannt. — Arbeiten ist meine Lust, ich kann nicht ohne Arbeit leben. So gewöhne ich auch meine Kinder, deren ich fünf habe, und dulde keine Leute, die nicht arbeiten wollen. Denn wer nicht arbeitet, ist kein Arbeiter, und wer kein Arbeiter ist, ist kein Mensch — (Unruhe und Gelächter.)

Candidat: Ich will sagen, kein Mensch, den ich achte. Denn Arbeit macht das Leben süß, und meine Arbeitslust ist so groß, daß ich nicht einmal Mittags zu Hause gehe, sondern mir mein Essen schicken lasse. (Die Unruhe nimmt zu.)

Stimme: Das wird ja aber kalt.

Candidat: Auch daraus mache ich mir nichts, lieber kalt als Arbeit versäumen. Das Leben ist kurz; ich arbeite auch des Sonntags, selbst wenn schönes Wetter ist, und meine Frau macht mir oft Vorwürfe, daß ich sie allein lasse, da sie nun gewöhnlich nicht eben sehr heiter gestimmt ist — (Unruhe, Lärm und Lachen im hohen Grade. — Geschrei: Zu Ende! zu Ende!)

Candidat (verwirrt): Darum, mit einem Worte, meine Herren, bin ich für die constitutionelle Monarchie. (Furchtbares Bravo und Gelächter.)

Präsident: Parlamentarische Ordnung und Ruhe, meine Herren!

Dritter Candidat: Ich melde mir auch, meine Herren, um Ihr Vertrauen, und sage Ihnen, nehmen Sie mir. Reden kann ich, Reden ist eine Tugend, und was dieses anbelangt, so haben Sie einen richtigen Berliner vor sich. Laß Dir nicht verblüffen, sage ich, und davor bin ich Victualienhändler in dieses Bezirk und weiß allemal, was ich thue. Wenn aber das Reden nichts helfen sollte in Berlin oder Frankfurt, denn mir ist es ganz einerlei, wohin mir das Vaterland ruft, so sehen Sie hier ein paar Hände (er streift sich die Rockärmel auf), auf die ich mir verlassen kann. (Vielstimmiges Gelächter.)

Candidat: Lachen Sie ein andermal, meine Herren, oder lachen Sie, wie Sie wollen, ich

verstehe Spaß, das weiß man. Aber ich werde Ihnen jetzt auch meinen Glaubensartikel liefern, damit Sie wissen, was ich will. — Eine Kammer oder zwei Kammern, ein Feto oder kein Feto, das ist mir einerlei, aber wenn Sie mir wählen, so werde ich ein Gesetz vorschlagen, daß Keiner künftig etwas kaufen darf, als im Bezirk, wo er wohnt! Darin liegt die Hauptsache von unserem Glück und (er schreit furchtbar und streckt die Fäuste aus) dieses werde ich durchsetzen mit aller Kraft, die ich besitze. (Ungeheures Gelächter. Der Candidat steigt stolz von der Tribüne.)

N. 3.

## Der Währwolf.

(Schluß.)

Wie, alter Geizhals, — sagte Friedrich mit Verachtung — so verhandelst Du die Ehre Deiner reizenden Nichte? In der That habe ich eben in Bernay von dem Besuche, den Ihr meinem Vater machtet, gehört, und mich deshalb beeilt, zurückzukehren. Wahrlich, Lili, Ihr seid verrückt und doch werden wir uns bald verständigen.

Ihr werdet mir die hunderttausend Franken geben! — rief Lili, vor Freude zitternd — Ihr seid wirklich ein vortrefflicher junger Mann.

Hört, Lili, — fuhr Friedrich lächelnd fort — ich weiß, wie der dumme Klumpfuß Eure Einfalt und die Eurer Nichte ausgebeutet hat; ich war hinter der Hütte des Vogelstellers versteckt und habe Alles gehört. Doch konnte ich nicht muthmaßen, daß Ihr meinem Vater am Kreuzwege begegnen würdet.

Lili neigte die Ohren wie ein hartnäckiger Esel, den man durch einen Fluß zwingen will.

Behauptet Ihr etwa, der Herr Notar Desroches sei kein Währwolf? — fragte er ungeduldig.

Ich habe Ursache, das Gegentheil zu glauben; aber genug davon! Gibt es kein anderes Mittel, Euch genug zu thun, Lili, als durch die hunderttausend Franken, welche Ihr verlangt?

O ja, es giebt ein anderes. Daß der Herr Notar meine Nichte heirathet.

Der Teufel hole Deine Nichte! — rief Desroches.

Ihr seht, er ist nicht bereitwillig dazu, — nahm Friedrich wieder das Wort — aber könntet Ihr nicht einen geeigneteren Gemahl für Fräulein Susette finden?

Und wen denn?

Mich zum Beispiel. Ich liebe sie und glaube, sie wird meine Hand nicht ausschlagen. Willigt Ihr in diese Heirath?

Ob ich einwillige! — rief der Müller. — Heilige Mutter Gottes! wenn ich so einen niedlichen Notar, wie Ihr seid, zum Neffen bekommen sollte!

Aber Ihr vergeßt, — rief der alte Desroches, aufstehend — daß ich das Recht habe, mich einer solchen Thorheit zu widersetzen, und ich werde es thun.

Aber, mein Vater, Ihr könnt Euch nicht einer heiligen Pflicht widersetzen. Derjenige, welcher ein einfaches und ehrbares Mädchen verführt hat, bin ich.

Wie, — rief Lili — Ihr seid also ein Währwolf?

Wenigstens habe ich das Fell eines solchen in einer Nacht getragen — erwiderte Friedrich. — Erinnert Euch, lieber Vater, jener Nacht, in welcher ich Euch durch mein Ausbleiben so sehr beunruhigte. Ich war erst vor Kurzem von Paris zurückgekehrt. Um die Eintönigkeit einer Lebensweise, an welche ich noch nicht gewöhnt war, zu beleben, wollte ich an einer jener Abendgesellschaften Theil nehmen, zu welchen die Jugend der Nachbarschaft zusammenkam, und gewann meinen alten Spielkameraden Peter Lenoir, mich zu Lavignette zu führen. Da ich jedoch fürchtete, den guten Leuten durch meinen Namen im Wege zu sein, ging ich unter einem angenommenen Namen und in der Kleidung Lenoir's dorthin. Ich spielte meine Rolle als Kind des Landes vortrefflich, was mir nicht schwer wurde, da ich mit der platten Sprache und den Gebräuchen des Landes vollkommen bekannt bin; in dieser Verkleidung hörte ich unglücklicherweise über uns Beide Dinge, die Jemanden, der weniger philosophisch ist als ich, gewiß geärgert haben würden. Man beschuldigte Euch, Euer Vermögen durch

Zauberei erworben zu haben, und dies gab mir den Plan zu dem Scherze, der so viel Aufsehen gemacht hat.

Ich wollte die Leute von Bernay, die sich so schlecht über Euch geäußert hatten, bestrafen, und im Augenblicke, wo ich die Meierei verließ, theilte ich meinen Plan meinem Gefährten und dem jungen Lavignette mit, welche allein meinen wahren Namen kannten. Man verschaffte mir ein Wolfsfell; ich hüllte mich so gut wie möglich darin ein, und nachdem ich Petern und dem jungen Lavignette, die am andern Tage zur Armee abgehen sollten, Lebewohl gesagt hatte, begab ich mich an die Verfolgung der Bauern von Bernay. Ich beging dabei ein großes Vergehen, was sich nur durch die Gewalt der Umstände entschuldigen ließe, und zu dessen Ausgleichung ich jetzt Eure Erlaubniß erbitte.

Der Greis nahm eine strenge Miene an.

Du hast Recht, mein Sohn, — sagte er endlich — Du mußt dieses Mädchen heirathen und sollte es Dein Unglück werden.

So schlimm wird es nicht werden, lieber Vater, denn Susette ist ein reizendes, sanftes junges Mädchen, welche nur einiger Erziehung bedarf, um eine vollkommene Frau zu werden. Wenn Ihr also die Einrichtungen billigt, die ich mit dem Pfarrer von Bernay verabredet habe.

So sicher warst Du also? — rief der Notar mit erkünsteltem Zorn. — Nun, ich werde dieses junge Mädchen diesen Abend sehen, und wenn sie so ist, wie Du sagst — —

Statt aller Antwort umarmte Friedrich seinen Vater, und zwei Thränen neigten die Augen des Greises.

Ach, — rief der erstaunte Lili in allen möglichen Tönen — ich verliere den Verstand. Ich werde einen Millionär, einen braven jungen Mann, der Notar und Advokat ist, zum Neffen bekommen. Ich kann nun alle Nachbarn verklagen, denn die Prozesse kosten mir nichts. Also, — fragte er heiter — ist es denn wahr, daß es keine Währwölfe giebt?

Es giebt deren nur in solchen verschrobenen Köpfen, wie Ihr einen habt, — sagte Friedrich, indem er ihm freundlich die Schulter klopfte.

Am Abend war beim Pfarrer von Bernay

eine große Gesellschaft, an welcher auf der einen Seite die Herren Desroches, Vater und Sohn, und auf der anderen die Familie Lili Theil hatten. Den folgenden Tag stieg Susette, in Gesellschaft des alten Notars und ihres noch immer statlich gekleideten Oheims vor den Augen von ganz Bernay in eine Halbkutsche, welche Desroches gehörte. Der Pfarrer und Friedrich begleiteten sie mit Jacqueline, welche vor Freude weinte, bis an den Ausgang des Dorfs. Man führte Susette nach dem Hauptorte des Bezirks zu einer achtbaren und unterrichteten Dame, welche die Nichte des Müllers dazu vorbereiten sollte, die Lebensgefährtin Friedrich's und Theilhaberin des bedeutendsten Vermögens der ganzen Gegend zu werden.

Der Weg ging an dem Hauptquartier des alten Michel Klumpfuß vorbei, der gerade seine Beute aufsuchte. Bei dem Geräusch des Wagens erhob der vermeintliche Zauberer seinen Kopf, und Lili konnte sich beim Anblick der grinzenden Gestalt nicht enthalten, in einem Ausbruch spöttischer Freude auszurufen:

O, Vater Michel, Du bist ein alter Narr!

Der Vogelsteller sah ihn mit einem sonderbaren Ausdruck von Spott und Mitleiden an, und sagte mit seiner heiseren Stimme, indem er gegen seine Geldtasche klopfte:

Nun, nun, meine Thorheit bringt mir etwas ein, und Dein Witz kostet Dir zehn Thaler.

Der Notar und das junge Mädchen lachten zur Erwiederung, denn Susette war heiter geworden, wie ehemals.

Genau drei Jahre nach dem festlichen Abende, womit diese Erzählung ihren Anfang nahm, finden wir in der Meierei einen Theil jener naiven Gesellschaft, die uns noch von damals bekannt ist, wieder. Es sind dieselben Möbel wie damals, dieselben großen Himmelbetten, derselbe wackelige Tisch, derselbe rauchende Kamin; wie damals heulte der Wind um das Haus und bewegte die Flammen der Harzlichter, man saß rings um den Kamin, und die alte Katharine, noch gelber und runzlicher, erzählte wieder eine schauerliche Geschichte. Nur fehlte die lärmende und ausgelassene Heiterkeit, welche vor drei Jahren hier herrschte; es waren zwar unter den alten Müt-

terchen, welche stillschweigend ihren Rocken spannen, einige junge Mädchen, die gewiß gern ihr Tänzchen gemacht hätten; aber die Tänzer fehlten; die schreckliche Conscriptio der Kaiserzeit hatte sie nach und nach alle hinweggeführt und man sah bei Lavignette nur Greise oder gereifte Männer. Außerdem war kürzlich die Nachricht eingelaufen, daß der Sohn des Hauses in der Schlacht verwundet worden sei, und dies benutzte Lavignette zum Vorwande, die Erfrischungen wegfällen zu lassen, da es sich nicht schicken möchte, dieselben während der Trauerzeit in seinem Hause zu reichen.

Die Alte schloß endlich die bekannte Geschichte „von der Schönen und dem Thiere.“

Und — sprach sie mit ihrer zitternden Stimme — als die Schöne das Thier für todt liegen sah, holte sie ein wenig Wasser und tropfte es auf den Kopf des Thiers, indem sie sagte: „Armes Thier, das ich so lieb hatte!“ Blötzlich erhob sich das Thier, welches nicht todt war; die häßliche Haut verschwand und es war ein schöner Prinz, der die Schöne heirathete, und sie lebten recht glücklich und hatten viele Kinder.

Sieh einmal, — unterbrach ein dickes Mädchen mit rothem Gesicht und groben Händen das Beifallgemurmel der Zuhörer — sieh doch, Mutter Katharine, Deine Geschichte endigt gerade so wie die von Susette, welche den Sohn des Notars geheirathet hat.

Mit dem Unterschiede, — erwiderte Lavignette mit wichtiger Miene — daß der junge Desroches kein Prinz ist.

Ganz gleich! — sagte Johann Wilhelm — er ist eben so reich und das ist die Hauptsache; die Nichte des Müllers hat viel Glück gehabt.

Was mich betrifft, — sagte in heftigem und neidischen Tone die Mutter Nanette's, des Mädchens, welches zuerst sprach — so sehe ich nicht ein, warum die Hochzeit in der Stadt statt in Bonnat vollzogen wurde. Aber sie schämten sich, hier auf dem Lande sich zu verheirathen, wo man ihre Geschichte kennt. Man weiß, was diese Dame im Hut, Shawl und mit Edelsteinen vor drei Jahren gewesen ist.

Du bist schlecht, Franziska, — sagte eine andere Gevatterin — Du vergiffest, daß man in

der Stadt eine vollkommene Dame aus ihr gemacht hat, und muß sie ihrem Manne nicht Ehre machen? Und ungeachtet ihrer Shawls und Spitzen hat sie mich neulich doch wieder erkannt und sich mit so viel Güte bei mir nach euch Allen erkundigt, daß ich sie hätte umarmen mögen. Mein, ich habe die junge Frau Desroches hundertmal lieber, als die stolzen Märrinnen von Ranty, von denen die jüngste den Steuereinnehmer geheirathet hat. Ja, etwas Anderes ist es mit Lili und seiner Frau Jackeline; da bin ich ganz Deiner Meinung. Lili besonders, seitdem er die Mühle verkauft hat, und von früh bis spät wie ein Herr mit dem Mohrstock umherläuft, ist ganz unausstehlich. Wollt ihr glauben, daß er es am letzten Sonntage auf dem Kirchhofe gewagt hat, eine Prise aus der Dose des alten Edelmanns zu nehmen, als dieser dieselbe dem Pfarrer bot. Herr von la Berche war so entrüstet, daß er den ganzen Taback forschüttete, worauf ihm Lili höhnisch Geld bot, um frischen zu kaufen.

Und habt ihr die arme Jackeline mit ihrer großen Bandhaube gesehen? Darunter wird sich ihr Kopf so schnell drehen, wie ehemals das Mühlrad ihres Mannes.

Thut nichts; — sagte Lavignette mit jenem Ansehen, welches er gewohnt war, sich zu Hause beizulegen — der junge Desroches und seine Frau sind lebenswürdig und höflich und werden gewiß glücklich sein. Sie haben uns vor einigen Tagen besucht und der ganzen Familie hübsche Geschenke gemacht; seht nur, was für ein schönes goldenes Kreuz sie meiner Mutter geschenkt haben. Auch wünsche ich nicht, — fuhr er mit einem strengen Blick auf Nanette's Mutter fort — daß man in meinem Hause schlecht von ihnen spreche. Ich bin sogar stolz darauf, daß das Verhältniß hier seinen Anfang genommen. Es war derselbe Abend wie heute, der Abend vor der Abreise meines armen Baptists.

O, ich erinnere mich, daß Ihr den jungen Herrn Desroches nicht kanntet, und daß wir ihn in der Scheune den Teufelskerl nannten. Ich werfe mir noch heute vor, ihm beim Tanze einen Fußtritt gegeben zu haben. Wenn ich gewußt hätte —

Du glaubst wohl, er würde Dich geheirathet haben? — fragte Nanette in spöttischem Tone.

Warum mich nicht ebenso gut wie Dich?

Ein Blick von Seiten der Mutter unterdrückte den entstehenden Streit.

Und wir, — fing Lavignette wieder an — wir waren unserer Fünzig und Keiner merkte den Streich, den uns Herr Friedrich spielte. Wilhelm und Johann Franz, Ihr habt Euch wohl auch arg vor dem Währwolf gefürchtet?

Wer wagt es, zu sagen, — rief plötzlich die alte Katherine — daß es keine Währwölfe gäbe, und daß der am Kreuzwege nicht ein wirklicher gewesen sei? Wer wagt diese Lüge auszusprechen, nachdem ihn ebenso viel Personen gesehen haben, wie ich selber jetzt Euch vor mir sehe?

Gegen ihre Gewohnheit hatte sie sich von ihrem Hochblocke erhoben und ihre Spindel fallen lassen. Alle schwiegen und waren erstaunt, bei dieser Alten, welche immer nur in der Vergangenheit lebte und deren Bewegungen man vorhersagen konnte, eine Theilnahme an der Gegenwart und Zeichen von Empfindung wahrzunehmen.

Aber Mutter Katherine, — antwortete schüchtern Lavignette, der allein den Aberglauben der Alten zu bekämpfen wagte — wir wissen ja, wer den Währwolf gespielt hat. Es war Herr Friedrich Desroches, der sich in die Haut eines kürzlich von Jakob erlegten Wolfes gesteckt hatte.

Schweig, — sagte die Alte mit einer Strenge, die man bisher nicht an ihr gekannt hatte. — Man glaubt an nichts mehr, Ihr seid Alle gottlos. Wahrscheinlich hat der alte Notar einen neuen Bund mit dem Teufel geschlossen, um die Wahrheit zu verheimlichen. Durch solche Lügen täuscht man die Jugend, der Teufel hält seine Ernte unter uns, und wir sind Alle Sünder. Laßt uns vor dem, was wir nicht erkennen, andächtig uns neigen. Und Ihr braven Leute, glaubt einer alten Frau, wie ich, die lange gelebt hat. Spottet nicht über den Währwolf und kehrt nicht über den Kreuzweg nach Hause zurück, denn wir sind in der Adventszeit.

Damit setzte sich die Alte wieder nieder, hob ihre Spindel auf und spannte maschinenmäßig weiter.

Es war spät und dunkel, man machte sich auf den Rückweg und zündete die Strohsackel an. Auf dem Hofe entspann sich ein Streit, ob man über den gefährlichen Kreuzweg oder auf einem Umwege nach Vernay zurückkehren sollte; die Mütter und einige Greise waren für das Letztere.

Wahrhaftig, — sagte Nanette, indem sie entschlossen eine brennende Sackel ergriff — über den Kreuzweg ist es um eine Viertelmeile näher.

Und die ganze heitere Gesellschaft nahm diese Richtung, ungeachtet der trüben Erinnerungen, die sich an diesen verhängnißvollen Ort knüpften.

## F e u i l l e t o n .

**Arabien.** Arabische Ode auf den Wein. Wohlan, meine Freunde! laßt uns die Krüge mit einem köstlichen Wein anfüllen; welcher Augenblick kann günstiger sein! Gießet Wein, sage ich, gießet Wein ein! Der Wein macht beredt; aus diesem Wein schöpft man Verstand. Blicket in mein Glas: es ist ein Feuer, welches glänzt, ohne zu brennen. Wie liebenswürdig ist diese Tochter des Weinstocks, wenn ihr Gesicht entschleiert ist! Sie blendet durch den Glanz ihrer Schönheit, sie verschleucht in einem Augenblicke die drückendsten Sorgen. Aber verschwindet sie, so lagert sich Unmuth auf allen Seiten um euch.

Wenn eine Wolke die Sonne des Morgens verbirgt, das kummert mich wenig. Vielleicht erregt der Glanz dieses Getränks, welches mich bezaubert, ihre Eifersucht. Kommt in's Weinhaus, meine Freunde! ihr werdet mich dort mit den ersten Strahlen der Morgenröthe finden. Mit Wollust schleiche ich um die Gefäße, welche es zieren, um den lieblichen Duft, den sie aushauchen, einzuschlürfen. Ich sehe ohne Sorgen die Jahre dahinfließen, und die Tage ebenso schnell fliehen, als die Wolken, welche ein heftiger Wind fortreibt. Bringet mein Glas; ich will es halten mit der Linken, mit der Rechten; ich will tragen

das Buch meiner Rechnung, und hoffe, daß der, dem ich sie schuldig bin, mich nicht hart behandeln wird. Wenn ich in der Entzückung der Trunkenheit sterben sollte, so wasche man meinen Leichnam mit Wein; wenn man mich zu Grabe trägt, so sorge man dafür, daß mein Sarg von Weinlaubranken beschattet werde, und dicht bei einem Weinstock seine Stelle erhalte; seine Wurzeln brauchen nur meinen Körper zu berühren, um mich ins Leben zurückzurufen. —

**Berlin.** Der Kladderadatsch Nr. 3 enthält ein Schreiben des Baron von Strudelwitz an den Baron von Prudelwitz: Standquartier Wangerup bei Schleswig. Mein lieber Baron! Sie wollen wissen, ob ich noch gesund bin? Gesund, ja! aber auf Ehre! sehr langweilig. Den ganzen Tag hinter der Schanze mit dem dummen Soldatenpack, nichts Ordentliches zu fressen, noch weniger was Gescheuts zu — na Sie wissen schon, lieber Baron, was einem Gentleman und ächten Kavalier zu seinem comfort indispensable ist. Bei der Affaire von Eckernförde war ich krank. Ich mußte mich erkältet haben. Aber wir haben im Lazareth, während des stärksten Kanonendonners, unser Scarté gespielt — ich und Gauwitz meine ich. — Was macht Ihre Frau Gemahlin, die gnädige Baronin? Mein Klappen ist mir auch nicht ganz wohl. Grüßen Sie mir mein Minnechen auf der Schützenstraße und lassen mich wissen, was es Neues in Berlin giebt. Apropos! werden die Berliner nicht bald aufhören, uns ihre Banditen von Freischaaren herzuschicken? Gut Kanonensfutter, die Kerls, die uns hinter den Barrikaden aufgelauert haben. Unsere Kerls haben die Lumpen gut, sehr gut, auf Ehre empfangen — wir haben aber auch gut gehezt. — Wissen Sie nichts Näheres, wann wir Se. Königl. Hoheit den Prinzen von Preußen nach Berlin zurückbringen werden? — Alles, was ich nicht geschrieben habe, werden Sie viel besser aus den Zeitungen erfahren. Wir schlagen uns, wenn es dazu kommt, wie die Löwen — auf Ehre! Ihr getreuer Eduard Baron v. Strudelwitz. — Dann folgt die Antwort des Baron von Prudelwitz an den Baron von Strudelwitz: Potsdam. Lieber Baron! Man möchte krank werden vor Aerger! Bestien, die Berliner Kanaille! protestiren gegen die Rückkehr! Hezen Sie, lieber Baron, hezen Sie Ihre Kerls. Die verfluchten Aufwiegler — Banditen mit großen Bärten! — Wir bearbeiten jetzt die Bürger, die für uns arbeiten, nach unsrer Weise — kostet aber Geld, lieber Baron, und die hezen die Arbeiter, und die Banditen bekommen Gott sei Dank schon Brügel und die Bürger werden dabei herumgejagt und

allarmirt, daß sie wüthend werden. — Dabei fällt mir ein, lieber Baron, mein Leo ist todt — das arme Vieh!, nächstens ausführlicher. Jetzt kommen schon einige gute Anschläge an die Ecken von vernünftigen Leuten. Wir wollen schon zeigen, was wir können. — Ihr Minnechen läßt Sie grüßen, schlechtes Geschäft, sagt sie. — Se. Königl. Hoheit kommen den 23ten. — Die Kerls, die den Straßenkrawall gemacht haben, nennen uns Reactionäre. Sind wir nicht der Staat allein? Oder was wäre der Staat ohne uns? — Ich habe heut ungeheuren Katzenjammer. Wir waren eine ganze Gesellschaft von Potsdam hinüber gefahren und denken Sie — der Mensch, der Mielenz, wollte nicht mehr pumpen. Momentaner Skandal! Da haben wir uns denn wieder zurück gemacht und einen kleinen Matrageball gefeiert. — Meine Frau grüßt herzlich. Schreiben Sie bald Ihrem Wilhelm Baron v. Prudelwitz.

\* \* Herr Wallak in London hat seine theatralischen Vorstellungen aufgeben müssen, weil seine Schauspieler sämtlich revoltirten, indem sie alle nur erste Partien spielen wollten. Das wollen auch unsere Schauspieler, aber sie dürfen nicht revoltiren; dürsten sie's, so hätten wir schon lange kein Theater mehr. Wobei eher gewonnen, als verloren wäre. Wunderbar ist's, daß wir noch Journale haben, die nicht nur entstehen, sondern bestehen; denn heutzutage will Keiner mehr Leser, Jeder will Schriftsteller sein. Eben so will kein Mensch mehr gehorchen, sondern Jeder will befehlen; da auf diese Art Niemand bleibt, dem er befehlen kann, als er selbst, so würden wir lauter Selbstherrscher haben, wenn nicht gerade Selbstbeherrschung die seltenste aller Tugenden wäre.

\* \* Am Tage der Eröffnung der National-Versammlung sprachen zwei Bürgerwehrmänner mit dem königlichen Kammerdiener Weinert, wobei der Letztere äußerte: er wisse noch nicht, ob der König bei der Eröffnung den Helm oder die Mütze trage? Als nun die Bürgerwehrmänner dem Kammerdiener bemerklich machten: daß es gut wäre, wenn sich der König jetzt manchmal in bürgerlicher Kleidung zeigte, entgegnete der Kammerdiener: „Wie können Sie nur solchen Unsinn reden? Der König soll bürgerlich erscheinen. Das fehlte noch. Der Berliner Bürger gilt gar nichts mehr; der steht noch unterm Pöbel. Warten Sie's man ab; es wird noch ganz anders kommen!“ — Von einem Kammerdiener ist nichts Klügeres zu erwarten. Leider ist aber ein großer Theil der Preußen Kammerdiener, ohne Lohn.

\* \* \* Es giebt keinen glücklicheren Menschen unter der Sonne und unter dem schwarzen Himmel der pechfinstern Nacht, als den Berliner Spießbürger! Was kümmert's ihn, daß die Früchte der Revolution vom Wurme der heimtückischen Diplomatie zerfressen werden? Was kümmert's ihn, daß man die junge Freiheit in der Folter despotischer Ränke zum Krüppel macht? Der Berliner Spießbürger ist im Parademarsch vor dem Könige vorbeimarschirt, er hat vor dem Könige präsentirt. Und — was braucht man mehr, um glücklich zu sein? Den Hals darf es den Spießbürger nicht kosten. Die Freiheit aber ist eine halbsbrecherische Sache. Namentlich schwache Köpfe sind dabei sehr gefährdet, und Dummköpfe können in einer Republik nicht einmal Commercienräthe werden, geschweige denn Hofräthe. Am Tage vor dieser Königsparade war der Entwurf einer Verfassung ausgegeben worden, in der jedes Wort Verhöhnung des Volksrechts, jede Sylbe ein heimlicher Fußtritt für die freien (?) Bürger, jeder Buchstabe Heuchelei! In diesem Verfassungsentwurfe werden dem absoluten Königthume zwei Kammern ergebener Eunuchen zum Schutz und Trutz zugesichert, entmannte Schmarotzer, die, wie die faule Masse durch die Sonne der königlichen Gnade zu einem zweifelhaften Leben erweckt werden, und absterben, sobald sich diese Sonne von ihnen abwendet. Durch diese Verfassung werden dem Volke Geldsäcke, als Pagoden hingestellt, vor denen es sich beugen, demüthigen muß. Durch diese Verfassung wird dem Volke seine Habe ausgefogen, in diese Geldsäcke eingescharrt, die am Ende den Hungernden eine Pfenniggabe spenden, um ihre Existenz gänzlich von sich abhängig zu machen. Wie tief mußte die Regierung das preussische Volk verachten, da sie sich nicht entblödete, ihm eine solche Verfassung vorzulegen! Für wie dumm, wie jämmerlich, wie gemein muß die Regierung das Volk halten, dem sie dieses faule vergiftete Stück Fleisch vorwirft und ihm dabei zuruft: an dieser Speise wirst du gesunden! Besser eine absolute Monarchie, als eine solche Constitution! Eine absolute Monarchie muß sich das Volk erhalten, weil es ihre Stütze; diese Verfassung geht darauf los, das Volk zu vernichten. Einige Bürger, die Herz, Kopf und Zunge am rechten Flecke haben, sagten: Wir wollen den König zwingen, vor uns Achtung zu haben, wir gehen nicht zur Parade, da er uns mit einem solchen Verfassungsentwurf verspottet! — Aber der kriechende, philisteröse Sinn in der Bürgerwehr siegte. Wie mag wohl der König, da er diese freien Bürger in Demuth, unterthänigst nach einem Lächeln seines Antlitzes haschend, vor sich vorbeidestilliren sah, in sich gedacht haben:

O Prinz von Preußen, hätte ich doch Deinen Rath befolgt und am 19. März noch achtzehn Stunden unter dieses Volk, das so herrliche Anlage zu Leibeigenen hat, schießen lassen, ich hätte Berlin zu einer Plantage machen, und 450,000 weiße Sklaven haben können! Dann hätte ich mir selbst die Mühe der schönen Redensarten, die mir freilich Spaß machen, ersparen können, womit ich diese von mir so tief verachtete Masse in dem Wahne erhalten muß, ihr Wunsch sei Maßgabe meines Willens!

\* \* \* Als man in Angst und Beben vor dem empörten Volke Alles versprach, was dieses verlangte, wurde auch allgemeine Volksbewaffnung zugesagt. Was hat man erhalten? Die Bürger haben Waffen erhalten; das Volk, die eigentlichen Arbeiter, welche dieses Recht erkämpft, während die Bürger sich in ihre Betten verkrochen und ihre Schätze vergruben, haben keine Waffen bekommen. Die Bürger aber benutzen die Waffen nicht zum Schutze der Freiheit, sondern um sich den Arbeitern gefürchtet zu machen, während die Bürger den Arbeiter, schon ohne Waffen, fürchten. So ist eine der besten Früchte der Revolution verloren gegangen: das gegenseitige Vertrauen der Bevölkerung, die innige Verbindung zwischen Bürger und Arbeiter, daß beide neben einander, einer für die Rechte des andern, gestanden hätten; es ist die Frucht verloren gegangen, daß der Arbeiter durch den Bürger seine Rohheit, seine gemeinen Sitten, der Bürger durch den Arbeiter seinen Dünkel abgelegt hätte. — Die Arbeiter forderten die ihnen zugesagten Waffen. Welcher Bescheid ward ihnen? Statt offen zu sagen: wir trauen Euch nicht Selbstbeherrschung zu, um die Waffen ohne Gefahr für allgemeine Ruhe und Ordnung zu tragen, griff man zu der beliebten Ausflucht der Lüge und sagte: Wir haben nicht Waffen genug, um sie Euch zu geben! — Warum schenkte man aber den reichsten Bürgern die Waffen? — rufen die Arbeiter — diese konnten sie kaufen; man nehme sie ihnen und gebe sie uns! — So steht die Sache in diesem Augenblicke. Was ich hinzuzufügen habe, ist, daß die Waffe in der Hand des Bürgers bisher nur dazu gedient hat, der Despotie und der Volkszertretung des Ministeriums als Schutz zu dienen, wenn sie gewaltsame Beschränkungen der Freiheit machen oder eine dem Volke gegebene Versprechung brechen wollten. Außerdem haben die Bürgerwaffen nur Gensdarmendienste verrichtet, Bagabonden und feile Dirnen verhaftet, und — das ist ihr Glanz — vor dem Könige Parade abgehalten und präsentirt. Die Waffe in der Hand des Arbeiters, wäre ein Schutz der Freiheit gewesen.

\* \* Dem königlichen Vater des Vaterlandes wird zur Natur das Gesetz, die Natur des Tyrannen macht sich zum Gesetze.

\* \* Von einer Schaar neckischer Mädchen wurde ein Improvisator aufgefodert, ihnen Allen gleichzeitig eine Liebeserklärung zu machen. Er begann:

Dich, stolze Ida, strahlend wie die Sonne,  
Dich, stille Agnes, sanft, wie Veilchen sind —  
Dich, lose Betty — und Dich, schwachtende  
Madonne —

Dich, roßges, immer tändelnd Feenkind —  
Dich, volle Blonde, und Dich, schlanke Braune:  
Ich lieb' Euch Alle mit der heißsten Gluth,  
Ich bet' Euch an — doch nur in Dichterlaune,  
In Prosa kenn' ich Euch zu gut!

\* \* Ob der Eine aus Eitelkeit, der Andere um eine Versorgung zu erlangen, der Dritte, weil er nichts Anderes zu thun weiß, der Vierte aus bloßem Oppositionsgeist, sich an die Spitze des Volkes stellt, es vereint, seine Rechte zu fordern und eine Schutzwehr zu bilden, damit das junge Reich der Freiheit von den frechen Füßen der heimtückischen Reaction und von den philisterösen Füßen der Bourgeoisie nicht niedergetreten werde, das darf man jetzt nicht abwägen. Wer die Gabe hat, Volksführer zu sein, wer dem Volke durch Worte klar machen kann, was ihm gebührt, der trete vor. Er nützt durch die That. Seine unlautern Motiven werden ihm später selbst, statt des Lohnes für das Gute, das er gewirkt, die Strafe demüthigender Entlarvung eintragen. Selbstsucht, Eitelkeit und Narrheit treiben die Menschen sammt und sonders am meisten zur Thätigkeit. Laßt uns zufrieden sein, wenn diese Thätigkeit eine heilsame, wenn jene an sich allerdings verächtliche Triebfedern nicht auch ein verächtliches Treiben bewirken! Ich kenne einen Buchhändler, der mit dem schmuzigsten Geize mit dem Schriftsteller schwachert, der diesem sogar ein Exemplar seines eigenen Werkes in Rechnung setzt, wenn er vergessen, es sich contractlich zu bedingen, der jeden Morgen vor seinen gehäuften Geldkasten niederkniet und gegen seine Geldsäcke und Rollen seine Andacht verrichtet, und der den ganzen Tag klagt, wie arm er sei, — derselbe Harpagon war der Erste, der für die Barrikadenkämpfer eine bedeutende Gabe spendete. Gleich darauf lief er aber auch bei allen Redacturen, bei Allen, welche Broschüren über Preußens glorreichen Kampf schrieben, umher und theilte ihnen Notizen über seine Wirksamkeit, sein Opfer mit. Die Eitelkeit, in großer Zeit öffentlich genannt zu werden, verleitete einen Menschen zu guten Handlungen, der sonst seinen eigenen Bruder darben ließe.

Lassen wir also auch die Volksführer Gutes wirken, und fragen nicht nach ihren Motiven! Aber um Eins bitten und beschwören wir diese Herren: Zeigt Eure Schwächen nicht gar zu sehr! Gebt den Feinden der Freiheit und des Volkes nicht die gefährliche Waffe in die Hand, Euch als kleinlich und jämmerlich darzustellen. Verfolgt Euch, Gleichstrebende, nicht aus Neid unter einander! Bewerft Euch nicht öffentlich mit Malicen! Sprecht nicht Einer hinter dem Rücken des Andern herabwürdigend von einander! Sucht nicht alberne Gründe zur Opposition heraus, bloß um die Vorschläge des Andern anzuseinden! Ich weiß es, die Meisten von Euch lachen mich aus, wenn ich Euch zurufe: Habt Euch lieb! Aber wenn dies nicht der Fall, könnt Ihr auch das Volk nicht lieb haben, und Ihr werdet es in einem steten Kampfe für Eure Parteiansichten erhalten, statt es zum Siege der einigen Freiheit zu führen. Wenn Ihr es nicht gar — und das verhöte der Genius der Menschheit! — durch Eure starre Selbstsucht dem Rückschritt und der Despotie wieder zuwerfet.

\* \* Die Kagenmusiken sind an der Abend- und Nachtordnung. Die Jämmerlichkeit will die vernünftigen Worte der Wahrheit und Freiheit nicht hören; so möge ihr denn der Unfönn der Disharmonie in die hohen Ohren gellen! Eine Kagenmusik bestand aus siebenundzwanzig Leierkasten, von denen jeder eine andere Melodie orgelte.

\* \* Frage. Sag' mal, Bohnhammel, wat treibst du denn jetzt vor'n Geschäft — du hast ja immer so viel Zettels untern Arm? — Antwort. Des will ich dir erklären Kielmeyer; ich bin bei 'n gottlosen politischen Club und bei 'n frommen patriotischen Verein angestellt. Vor 'n politischen Club flebe ich die Zettels an, und werde davor bezahlt, und vor 'n patriotischen Verein reiß' ich se wieder ab, und kriege och davor bezahlt; uf diese Weise ernähre ich mir höchst anständig!

**Boston.** Ein amerikanisches Blatt schlägt als Mittel vor, Zusammenrottungen zu zersteuen, eine Anzahl von Personen mit Büchsen zur Einsammlung von Geldbeiträgen zu einem wohltätigen Zwecke herumgehen zu lassen. Vor solchen Büchsen halten Wenige Stand.

**Frankfurt a. M.** Daß das goldene Kalb, der Göze der Menschheit, welcher sie am unerschütterlichsten, zu ihrer tiefsten Entwürdigung, tyrannisiert, zeigt das Feststehen Rothschild's, jetzt, wo keine Despotie unangefochten blieb. Wie lange noch wird Rothschild, dieser Metternich des Mammons, Fürsten und Völker gängeln?



Ufanzereien fern zu bleiben. Um nun wenigstens nicht alle Tage die Kosten für seine Vorstellungen zu zahlen, machte *Bosco* bekannt, er spiele nur zwei Mal die Woche, weil es seinen Körper zu sehr angreife!!! — — Warum nicht gar auch seinen Geist? Ist dieser doch wohl viel leichter anzugreifen, als sein feister Körper! Obgleich Herr *Bosco* eben so geschickt, als wie er Geld verschwinden, auch Geld erscheinen läßt, wo letzteres Kunststück wirkt, sollte doch die Presse sich für zu würdig halten, dieser Kunststückmacherei niedrigster Art sich als Helferin hinzugeben!

**Paris.** *Cormenin* fragt: Was ist ein Budget? — und antwortet: Das Budget ist ein Buch, das mehr Zahlen als *Wiz*, mehr Theile als Freiheiten enthält. Ein Buch, das Einige lachen und fast Alle weinen macht. Ein Buch des Lebens für die Könige und deren Minister; ein Buch des Todes für die Steuerpflichtigen. Ein Buch, das der Thron aus dem Schweiß des Volkes knetet, um daraus Gold zu backen. Ein Buch, das die Arbeit zum Vortheil des Müßiggangs besteuert. Ein Buch, das die gehäuften Ersparnisse einer Nation in unüberlegten und thörichten Ausgaben verschleudert.

**Peking.** Wenn ein chinesischer Soldat fern von der Heimath stirbt, so wird sein Zopf auf Kosten der Regierung abgeschnitten und nach der Heimath geschickt, wo man ihn mit aller Ehrfurcht und Ceremonie begräbt. Es wird ihm sein unsterbliches Lob zum Beispiel und zur Nachahmung für die Lebenden nachgesagt, dann senkt man ihn in die dunkle Gruft. Die Verwandten des Verstorbenen wandern häufig zum Grabe des hingeschiedenen Zopfes und vergießen dort ihre Thränen, und nicht selten liest man auf Grabsteinen die Inschriften: „Er war ein barmherziger Zopf; sein Wandel war der eines wahren Zopfs; dieser Zopf wurde in der Blüthe der Jugend geknickt“ u. Glückliche Chinesen! bei euch wird der Zopf begraben, bei uns Deutschen ist er unsterblich.

**Wien.** *E. A. Frankl* hat zu *Laube's* Karlschülern den folgenden Prolog gedichtet:

Ihr kennt den Ruf: „Der Freiheit eine Gasse!“  
Unsterblich lebt der Name *Winkelried*.  
Lang' kämpfte Kunst hier mit gemeinem Gasse —  
Gebt Raum der Dichtung, Raum dem freien Lied!

Der edelste von Deutschlands freien Dichtern,  
Herauf beschworen aus der Schatten Reich,  
Tritt heut, beleuchtet von der Bühne Lichtern,  
So wie er sprach und lebte, hin vor Euch!  
Der Dichter, dessen Lied sein Volk entflammte,  
Der Eurer Jugend Geist mit Kraft genährt,  
Und der in seinem heil'gen Priesteramte  
Der Frauen Blick den Sternen zugekehrt;  
Deß Phantasie weit über alle Schranken,  
Des Herzens Unermeßlichkeit durchmaß,  
Der Schlacht und Thaten lehrte die Gedanken  
Und uns're Herzen den Tyrannenhaß;  
Den Ihr begeistert liebt und stolz bewundert,  
Der lang' zuvor, eh' noch die Kette brach,  
Mit Sehermuth, voreilend dem Jahrhundert,  
„Herr, geben Sie Gedankenfreiheit!“ sprach:  
Der Freiheit Dichter tritt auf Eure Bühne,  
Von guter Vorbedeutung ist sein Nah'n,  
Daß die Gemeinheit sich nicht mehr erkühne,  
Nur edle Kunst erscheine hier fortan!  
Wer sagt, beim Sturm ist nicht die Zeit der Dichtung,  
Entschied Tyräus nicht des Vaterlands Geschick?  
Der Varde gab der deutschen Schlacht die  
Richtung,

Und zieh'n in's Feld nicht wir auch mit Musik?  
Die Herrlichsten, die Meister des Gesanges,  
Die sein der Deutsche nennt mit stolzem Muth,  
Melodisch formten sie inmitten wilden Dranges,  
Stießend Gesang in die empörte Fluth.  
Ihr Dichter, auf! Vorbei ist jetzt die Klage:  
„Das Leben fehlt, wie soll's gespiegelt sein?“  
Gekommen sind der deutschen Freiheit Tage,  
Des Lebens ist vollauf, greift jetzt hinein!  
Auf, bildet freudig, formet kühn Gestalten,  
Zeigt in verklärtem Lichte uns die Welt;  
Sprecht Worte voll prophetischer Gewalten,  
Singt *Iliaden*, daß die Seele schwellt!  
*Carl's* Schüler hat es, da es rings noch mächtig,  
Wie Licht gemahnt, wie nah'nder Morgenhauch —  
Die Alten schliefen, da ergriff es mächtig  
In uns'rem Vaterland die Schüler auch.  
Der Freiheit Schüler sind jetzt alle Geister!  
Die Nacht ist fort, noch lagert Nebeldunst —  
*Will's* Gott, wir werden bald in Kunst und  
Leben Meister,  
Gebt Raum der Freiheit, Raum der freien Kunst!

J. Lasker.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

Druck von *Carl Ramming*  
in Dresden.

In Commission der *Arnold'schen* Buchhandlung  
in Dresden und Leipzig.